

Zwischen Abend und Morgen

Autor(en): **Matthey, Maja**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **2 (1912)**

Heft 39

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641622>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 39 · 1912

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern . . .

28. September

Sag' eh du gehst.

Don Maja Matthey.

Aus meinen Augen gehst du weit
Und lässest mich allein.
Laß nützen mich die Spanne Zeit
Und doppelt felig sein.

Neig deine Lippen lieb mir zu,
Leicht trennt die Serne tief
Und stört, was still in stolzer Ruh
Und frommem Frieden schließ.

Aus Wind wird Sturm und Not und Nacht,
Trägst du mein Herz nicht fort.
Sag', eh du gehst, was treu mich macht,
Sag' mir ein gutes Wort.

Zwischen Abend und Morgen.

Tessiner Novelle von Maja Matthey.

1.

Ueber die Firnfelder des Monte Rosa flammte die Abendsonne und rötete den weißen Schnee, so daß die blinkenden Schneefelder wie in Purpur getaucht aussahen.

„Der Firn glüht!“ riefen die Weiber auf den Feldern und hoben ihren Spaten über die Schulter und nahmen das Tüchlein vom Boden auf, das sie über allerlei Frucht verknötet hatten. „Es ist Abendzeit.“

Aus den Dörfern, die zwischen den Felsen und der Schlucht am Abhang kleben wie die Schwalbennester unterm Dachbalken, halb überschattet von den Felsenhauptern, ragen schimmernd und schlank die Türmchen der Kirchen und Kapellen auf. In ihrem Mauerwerk begannen die eisernen, rostigen Ketten stöhnend das Räderwerk anzutreiben, daran die Glocken und Glöcklein hängen. Zitternd schlugen die Glocken an und sprangen hoch und höher, bis hinaus zu den Turmlöchern. Es sah aus, als wollten sie Purzelbäume schlagen vor Freude über den Klang, der aus ihrem Gehäuse die Kunde über das Dorf, über die entlegenen Hütten, zu den Weiden und den Ställen trug — die frohe Kunde, daß ein Tagewerk getan war und die Feierstunde begann.

Die Sonnenflammen erloschen über dem Firn, und vom Himmel kam die Dämmerung und stieg über die Felsen herab, in die Kastaniemwälder und die engen Gassen der Dörfer.

Die Weiber stellten ihren Spaten vor die Hütte, trugen ihr Tüchlein mit der Feldfrucht in die Küche und kamen wieder heraus, einen Wassereimer in jeder Hand. Sie standen einen Augenblick auf der Schwelle ihrer Hütte, sog die Abendluft prüfend ein, traten in die Holzschuhe, die neben der Türe

standen und klapperten über die spizen Steine der Dorfgasse zu der Quelle, die abseits in einen tiefen, kühlen Brunnen ihre Wasser schoß.

Auf der Steinbank, die um den Brunnen lief, saßen die wenigen Männer, die der Verdienst nicht hinaus aus dem Bergdorfe in die großen Städte getrieben hatte.

Sie riefen den Weibern den Abendgruß zu, kurz und trocken, mit einer rauhen Kehle, die vom Tabak und dem herben Landwein heiser angelauten war.

„Es fängt an zu dunkeln, und ihr holt erst das Wasser zur Abendsuppe,“ schalteten sie. „Unser Magen ist leer.“

„Wir hatten Arbeit auf dem Felde“, antworteten die Weiber, „und keine Zeit, uns um euren Hunger zu kümmern.“

„Hört, wie die Fledermäuse pfeifen!“ sagte einer von den Männern. „Warum habt ihr sie aufgescheucht? Ist es nicht gleich, ob wir unsere Wasser-suppe etwas später bekommen? Paßt auf, sie geraten euch noch in die Haare.“

Er duckte sich, denn es war ihm, als käme eine Hand seinem Haarschopf nahe.

Er mußte sich wohl geirrt haben. Aber nein, da packte sie auch schon zu und riß ihm die Kraußhaare aus der Stirn.

„Faulenzer!“ schrie eine scharfe Stimme. „Den ganzen Sommer durch habe ich mich für dich das Fleisch von den Armen geschafft — damit du Speise hattest — und auf der Steinbank sitzen konntest.“

„Madonna,“ ächzte der Gezaufte. „Diesen Winter gehe ich nach Paris!“

Da ließ die Hand von ihm ab und man hörte, wie klappernde, eilige Schritte den andern Weibern nacheilten.

Die jungen Dirnen lachten laut über den Streit der beiden, der wie eine reife Frucht vom Baume des Ehelebens in die Gasse gerollt war.

„Sie hat es ihm gut gesagt, die Gina,“ riefen sie und bogen ihre schlanken Leiber vor Lachen. „Dafür muß sie den Winter allein im Bette liegen,“ höhnten die halbwüchsigcn Burschen und stellten sich breitspurig neben die jungen Dirnen hin. „Es ist besser, allein zu sein, als einen Faulpelz zum Manne zu haben,“ antworteten die Mädchen, die keine Scheu vor den natürlichen Dingen des Lebens und der Liebe kannten.

Die Greise waren auf der Steintreppe vor ihren Hütten hocken geblieben und kauten am Tabak eines Brissagostummels. Mit leeren, glasigen Augen schauten sie in die Dämmerung und stützten mit einer Hand Hüfte und Rücken, darin die Schmerzen wühlten, die ihnen von der Anzahl der Jahre und von dem harten Leben als freiwilliges Geschenk angeworfen wurden.

„Verbrauchte Ware,“ riefen die Burschen übermütig und deuteten auf die Alten hin.

Sie bliesen sich auf im Gefühl ihrer jungen, gesunden Kraft und hoben einen der vielen Steine von der Gasse auf, um ihn im kühnen Schwunge weit hinaus in das Land zu schleudern, wo zwischen Unkraut ein verfaulter, halb umgefunkenער Baumstumpf ihnen als Zielscheibe diente.

„Gebt Ruhe, ihr Taugenichtse,“ befahl Gina, die den vollen Eimer aus dem Brunnen hob.

„Teufelszeug, das Mannsvolk,“ murrten die andern und drängten sich schwägend aneinander. „Raum, daß sie die Milchzähne gewechselt haben, da streichen sie schon den Jungdirnen nach!“

Die Rede der Weiber tönte rauh und drang unheil kündend an die Ohren der Jungmannschaft.

Stillschweigend zog sie ab in den nahen Kastanienwald, um von dort auf eine gelegener Zeit für ihre Kurzweil zu warten. Nun war die letzte Glut am Firn erloschen. Blaue Schatten umkreisten ihn und fuhren über den Schnee und die hellen Höhen wie dunkle Riesenvögel. Ein Windstoß hob den Staub in den Gassen und blähte den schwägenden Weibern ihren Rock zu rundlichen Blasen auf und zerrte ihnen das Tuch von den glattgeseitelten Haaren zurück über die dünnen Flechten, die sie eng an den Hinterkopf gepreßt tragen. Groß und knochig standen sie zusammen und stießen in der Erregung mit ihren gefüllten Eimern an, so daß das Wasser herausprang, ihnen die Beine nezte und über die Gasse lief.

Sie achteten es nicht.

Die Gina wies mit einem Ausrufe des Schreckens nach dem Ende des Dorfes hin, wo ein Hüttlein stand, armseliger wie die andern Hütten. Darin flackerte ein Licht auf und ab, das bald zu erlöschen schien und wieder neu aufsprühte, je nachdem der Wind wehte oder die Unruhe in dem Hüttlein seine Flamme bedrohte.

Einige Gläubige machten das Zeichen des Kreuzes über ihren gesegneten Leibern und schauten angstvoll in den Abend, als könnten sie aus dem dunklen Tanz der Schatten ihr Schicksal lesen.

Die Straße herauf, von dem Hüttlein her, kam ein Mann gegangen. Raum erkannten ihn die Weiber, da um-

ringten sie ihn und bedrängten ihn mit Fragen, ohne ihm Zeit zur Antwort zu lassen.

„Herr Doktor,“ schrien sie durcheinander, „muß sie sterben?“

Umsonst wehrte sich der Bedrängte gegen ihren Ansturm. Die Weiber zupften ihn am Ärmel und hielten ihn am Gewande.

Der Arzt schnappte nach Atem.

„Zwei Tage ließt ihr sie liegen, ohne mich zu rufen, ihr Unvernünftigen,“ sagte er.

Sie ließen den Vorwurf über sich ergehen. Es fiel ihnen nicht ein, daß sie eine Pflicht versäumt hatten. Zum Leiden waren sie alle da und zum Arbeiten! Das war das Geschick ihrer Mütter gewesen; es war ihr eigenes gewesen und würde das ihrer Töchter sein.

„Muß sie sterben?“ schrien sie durcheinander und versuchten, dem Arzt die Antwort aus den Augen zu lesen.

Eine drängte sich aus dem Kreise heraus. Mühselig schlich sie zur Quelle zurück und ließ den schweren Eimer hinab in den Brunnen, um ihn frischgefüllt zu heben. Glückend drang das Wasser in das Gefäß ein. Das Geräusch gellte ihr in die Ohren wie das Rollern frischer Erdschollen auf einem Tannensarg.

Die Weiber hatten die Antwort aus den Augen des Arztes gelesen.

Sie traten zur Seite und ließen ihn gehen. Ehrfürchtig standen sie da, als zöge mit dem Arzt ein Schicksal an ihnen vorbei.

„Ach, die Erminia,“ seufzten sie. „Sie ist noch so jung; nicht achzehn Jahre ist sie alt und soll Mutter werden und sterben.“

Das Grauen vor dem Tode packte sie. Eiskalt rieselte es ihnen über den Körper. Ihre Zähne schlugen bebend aufeinander.

Selten greift der grausame Würger Tod in die Reihen der spärlichen Bewohner, und klein ist der Friedhof, der zu Eingang der Berggemeinde liegt. Um so tiefer empfinden die Leute jene Angst vor der letzten Not, je seltener sie daran gemahnt werden, daß unsere Zeit dahinfließt, wie ein Sturzwasser so rasch, und die Zahl unserer Erdentage abnimmt mit jedem erlebten Augenblick. Rasch schließen sie sich zusammen und vergessen, wenn die letzte Not droht, ihre kleinen Streitigkeiten, ihre Nachgedanken und ihre selbstische Art, für sich die Fleischstückchen aus der Suppe des Lebens kunstvoll herauszufischen.

Sie lassen die Suppe stehen und die Fleischstückchen kalt und unansehnlich werden, sobald der fahle Fürst des Todes einer Gespielin, einem Gefährten im Nacken sitzt.

Im Herzen dieser einsamen Bergleute ist der Wirklichkeitsinn der Zeit seltsam verschmolzen mit dem überlieferten Glauben und hat ein Gemisch in ihrem Innern gebeihen lassen von roher, genußüchtiger Daseinsfreude und ängstlicher Scheu vor der Ewigkeit.

Jedes Jahr, wenn mit den Herbstnebeln das Gedächtnis an die Toten wach wird, lassen die Pfarrer asketische Mönche aus Italien kommen, die über den Gräbern der Toten von der Schrecknis der Hölle sprechen. Da konnte es geschehen, daß sie einen unbußfertig Gestorbenen anriefen mit Namen: „Sage, wie bist du daran?“ und mit einer verstellten, geisterhaften Stimme selbst die Antwort auf ihre Frage so gaben,

